

(Nachdruck verboten.)

## 9) Zwischen zwei Scherzen.

Erzählung von E. Berni.

Durch ein enges, hochgelegenes Fenster oberhalb des Kopfes der Kranken sah man in einen kleinen Hof, wo viel- farbige Lappen zum Trocknen aufgehängt waren und von wo ein undeutlicher Lärm wie von Frauenstimmen, Hühner- gegacker und dem Aufschlagen von Wäsche auf das Wasch- brett heraufdrang; zur Rechten ließ eine offene Thür eine rauchige Wand und zwei Feuerstellen sehen. Die Luft im Zimmer war lau und nicht schlecht zu nehmen, aber etwas verbrauch, mit einem widrigen Grundgeruch von gewöhnlicher Seife. Die Wände, das Bett, alles war in einem Ton zwischen grau und weiß gehalten und alles hatte etwas Müdes, Abgekehrtes.

Allmählich verlor Bianca ihre heitere Unbefangtheit: sie blickte auf Elises elendes, verblichenes Kleid, auf den dürrtigen Schal und das graue Wollstück, die den Leib und die Füße der Kleinen bedeckten und ein Gefühl von Eiseskälte senkte sich auf ihre Seele, eine trostlose Nieder- geichlagenheit, wie sie der körperliche Einfluß der kalten, feuchten Abendluft hervorruft. Ohne sie genau zu verstehen, fühlte sie diese Misere und eine Sucht nach ein wenig Farbe, ein bißchen frischer Luft packte sie. Elise fuhr fort, sie anzusehen und erriet ihren Seelenzustand besser als Bianca selbst, und sie fühlte sich gegen ihren Willen dadurch ge- kränkt und gereizt. Warum war sie denn gekommen? Wer hatte sie denn gebeten? Was wollte sie mit ihrem leuchtenden Frohsinn in dem kalten Grau? Selbst ihr Parfüm, das das ärmliche Zimmer durchdrang, verlegte wie ein Miß- ton angesichts des schwerkranken Kindes. . . . Mag sie doch wieder fortgehen, was that sie hier . . . dachte die verbitterte Frau. Dann kam ihr ein anderer Gedanke, der sie sanfter stimmte: Arme Bianca! Ihr ist ja dieser Mangel an allem fremd: was weiß sie, wie dem zu Mute ist, dem es an Brot, an Sonne, an Luft fehlt! Sie bietet Spielzeug und Blumen an . . . Spielzeug und Blumen hier! . . . Und eine tiefe Bitterkeit preßte ihr das Herz . . .

„Donnerwetter! Bei der verfluchten Kälte, nie ein Funken Feuer im Hause!“

Bei diesen mit lauter Stimme ausgesprochenen Worten fuhr Bianca zusammen, Mutter und Tochter wurden traurig und verstümmten. Einen Augenblick darauf erschien im Rahmen der Küchentür ein junger, hochgebauter schöner Mann, mit dem Schlapphut auf dem Kopf, einen Fiesko in der Hand. Er trat so Bianca gerade gegenüber, in ihrer frischen Anmut und Eleganz. In einer Sekunde verschwanden Hut und Fiesko; die nach Künstler- art langgetragenen Haare wurden zurückgeworfen und ein schöner, gewandter junger Mann, mit edel- geformten Zügen, trat mit weltmännischer Sicherheit auf sie zu. Er wartete eine halbe Minute, dann sagte er lächelnd, mit wohlklingender Stimme zu Elise:

„Stellst Du Deinen Mann nicht vor?“

Elise verharnte in Schweigen. Und er, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, fuhr er mit demselben Lächeln, mit derselben melodischen Stimme fort:

„Wer ist diese liebliche Vision, dieser Stern, der unsere Finsternis erleuchtet?“

„Es ist die Gräfin von Sassonovo,“ sagte Elise kalt.

Darauf begann er, den Arm auf das Geländer des ärm- lichen Bettes stützend, liebenswürdig zu plaudern, von aller- hand Dingen, von der Kunst, der schönen Aussicht von Fiesolo, den Werken Gottes, die die der Menschen so weit hinter sich zurücklassen, und ähnlichem mehr. Er war ein hochgewachsener Mann mit vornehmerem Wesen, der gewandt und eindringlich sprach, mit imponierenden Gesten und beredten Handbewegungen; und bei jeder Handbewegung zitterte das Bett, das kranke Kind fuhr zusammen, die Mutter verzog schmerzlich das Gesicht.

Bianca gewahrte nichts davon. Entzückt von der Er- scheinung und Unterhaltung, konnte sie das, was sie selbst gesehen und gehört hatte, nicht begreifen und schien sich ein-

zureden, es sei nicht wahr. Elise wurde immer ernster. Sie verstand nicht, wie eine schöne Gestalt und eine wohlgerundete Phrasen einen durch Thatsachen hervorgerufenen Eindruck zu verlöschen vermochten, sie begriff noch weniger, wie man sich angesichts ihres armen kranken Kindes mit etwas anderem beschäftigen konnte. Als Bianca sich zum Gehen wandte, sagte sie mit einer an Unhöflichkeit grenzenden Kühle: „Da Oskar da ist, könntest Du vielleicht durch die Küche gehen? So bekommt Mary nicht so viel Zug . . .“ Sie nahm den zerschmetternden Blick ihres Mannes mit völligem Gleich- mut hin:

„Was! Solche Dame läßt Du durch die Küche heraus- gehen?“ wollte Oskar sagen . . .

In dem hübschen Coupé, in dem frohen, farben- reichen Treiben der Via dei Panjani Tozuabuoni und am Arno entlang fühlte Bianca noch immer die graue Kälte jener Kammer. Sie gab sich nicht Rechenschaft über das ganze Maß des Elends, das sie barg. — was mußte sie von Elend? — aber ein unbestimmtes Gefühl der Müdigkeit und des Miß- behagens war ihr geblieben. Wenn doch das liebe Gesichtchen der Kleinen weniger durchsichtig wäre! Warum sie nur so aussehen mag? Auch Elise war sehr blaß. . . . Was für ein reizender Hut! — sie fuhr eben bei Madame Ferrand vorbei. . . . Seltsam, die großen, leuchtenden Augen! Es wird wohl ein bißchen Blutarmlut dabei sein, wie so oft; man mußte . . .

In dem Augenblick fuhren einige elegante Wagen vor- bei, man grüßte sich, musterte flüchtig die Toiletten, dann kehrt Biancas Denken in das graue Zimmerchen zurück. Sie knüpfte da an, wo sie unterbrochen worden war: Was ihr gut thun würde? Man mußte ihr befehlen geben! Und diese Lösung schien sie vollkommen zu befriedigen — ich werde an- ordnen, daß man ihr täglich eine Flasche voll schickt . . . Hoffentlich wird Elise es nicht übel nehmen . . . ich werde einfach sagen, unser Koch mache ihn so besonders gut . . . Arme Elise! Ist aber doch ein hübscher Mensch und sympathisch, der Mann! Mit wem? Fürstlicher Miene er mich in den Wagen gesetzt hat! Vielleicht ist er ein wenig heftig, und sie mag nicht biegsam genug sein, weiß ihn nicht zu nehmen . . .

Hier hielt der Wagen vor der gutgehaltenen, vornehmen Villa von Tante Ida und die Betrachtungen brachen jääh ab. Nur noch ein kurzes Postscriptum in Gedanken, während sie schon den glänzenden Klingelknopf in der Hand hielt; ob wohl Tante Ida bei all ihrer Wohlthätigkeit, bei den allwöchent- lichen Almosen an der Thürpforte, derartige Wohnungen aus eigener Anschauung kannte, ob sie ihr die Bedeutung dieser Trostlosigkeit erklären könnte? Leben vielleicht alle, die nicht reich waren, mehr oder weniger in dieser Weise?

## IV.

„Te, te, te . . . und wenn sie keine Matratzen haben und wenn das Stroh durch die Laken kommt, was willst Du dabei machen? Es geht vielen Menschen so.“

„Aber bester Alberto . . .“

„Aber beste Bianca . . .“ fuhr er fort, indem er scherz- haft ihren Tonfall nachahmte, „das ist einmal so. Laß uns keine Trübsal blasen.“

Und teils durch seine Scherze, teils durch den unterhöhlten Ausdruck von Langeweile brachte er seine Frau dahin, diese öden Gespräche fallen zu lassen und sich um ihn zu bekümmern. Er war doch auch zu bedauern! Der Aermste! Verdammte, an einem Festessen teil zu nehmen, noch dazu an einem politischen, das seine Freunde einem gemeinsamen Freunde, dem Doktor Capitani gaben. Den Abend müsse er dann bei der Fürstin Reschliakoff verbringen — sehr elegant, sehr chic. „Da solltest Du eigentlich auch hinkommen . . .“ Das war es, worauf er schließlich hinauskam.

Bianca blieb unentschieden. Es war keine Frage von geringer Bedeutung, es handelte sich um nichts weniger, als sich zu entschließen, ob sie ein schon zweimal getragenes Kleid noch einmal anziehen oder ein neues wählen, das am nächsten Donnerstag beim Ball des Bürgermeisters eingeweiht werden sollte. Schließlich beschloß sie heroisch, für diesmal zu Hause zu bleiben.

## Ein Frühlingsopfer.

(Freie Bühne.)

„Nein, nein,“ versicherte sie auf die Einwürfe des Gatten hin, „ich werde keine Trübsal blasen!“

Aber die Abendstunden verflossen langsam, und als sich Bianca allein bei Tisch sah und dann allein im Salon, vermochte weder der freundliche Anblick des Kamins mit dem großen, fröhlichen Kaminfeuer, noch das Lesen ihres Dickenschen Lieblingsromans ihren Lauf zu beschleunigen. Man lese ein pa: Stunden hinter einander die dichten, schwarzen Buchstabenreihen! Augen und Gehirn ermüden. Und draußen regnet es. Wie langsam die Zeit vergeht! Bianca legt das Buch nieder, horcht kurze Zeit auf das einförmige Plätschern des Regens, schauert zusammen, schürt das Feuer, um in den Sessel zurückzusinken, die Hände auf den Knien, und zu träumen.

Und Elises Bild tritt wieder vor sie hin, Elises und das ihres poetischen Gatten. Der Regen fällt stärker, und der Gedanke an die Freundin in dem nackten grauweißen Zimmer bedrückt sie. Noch etwas anderes bedrückt sie, aber sie giebt sich keinerlei Rechenschaft darüber. Ihr, die ihr ganzes Leben in einer weichen wohligen Bequemlichkeit verbracht hat, in hell erleuchteten Zimmern, mit Menschen, die, ob auch einförmig wie Tante Jda, doch immer bei der Hand waren, sich an diesem und jenem zu beteiligen, lustig zu plaudern, — ihr war dieses licht- und farblose Einerlei, die fahle Herbstzeit Elises allzu neu und befremdend. Nein, niemanden, nicht einmal sich selbst gegenüber hätte sie es zugegeben. Daß Elise, die teure Elise ihrer Mädchenschwärmerei, die sie auf ein Piedestal gestellt und demütig verehrt hatte, daß diese Elise ihr fremd geworden war . . . daß etwas zwischen beide getreten war, eine geheimnisvolle Klust von Entbehrung und Demütigungen, geheimnisvoll und quälend. . . . Arme Elise, sagte sie traurig, und sie hätte besser gesagt: arme Bianca!

Um sich von dem schmerzlichen Griffen zu befreien, der ihr langsam das Herz einschnürte, langte sie nach einem naheliegenden Hefte der „Razione“, und als sie dort unter den lokalen Nachrichten die Liste der zum Festessen eingeladenen fand, fing sie mechanisch an, die Namen zu lesen. Es waren gegen dreißig. Als sie den von Ugo Adinolfs fand, hielt sie ein. Ugo Adinolfs? dachte sie verwundert. Und plötzlich maß sie dem Bankett eine Bedeutung bei, die sie ihm vorher nicht gegeben hatte.

„Wer weiß, was für interessante Dinge da gesprochen werden . . . Schade, daß man nicht auch die Frauen einlud!“ sagte sie vor sich hin und verfiel wieder in ihre Träumereien. Das eintönige Murmeln des Regens, die Stille der Stunde, das trauliche Knistern der Flamme, alles lud zum Träumen ein.

In aller Seelenruhe durchdachte Bianca noch einmal die kurze romantische Episode ihres Mädchenlebens. Sie sah Ugo vor sich, den großen schwarzen Mann mit den herben Zügen, die dann plötzlich einen so guten, weichen Ausdruck haben konnten; sie sah die trauten Abende in Tante Jdas Villa, wenn er mit seinem festen Schritt den großen Saal betrat, wo die Tante empfing; die langen Unterredungen, immer über eine Schule oder ein Hospital . . . und er, sonst so schweigmächtig, ward dann mitteilbar, und wie gut er dann sprach, wie beredt und warm . . . Und während sie so in sich versunken saß, durchzuckte sie einen Augenblick der Gedanke, was wohl ihr Leben hätte sein können an der Seite eines solchen Mannes: wie friedlich! Und wie manches Gute hätte sie thun können. Wie manchem Armen hätte man ein Obdach geschaffen in solchen kalten Nächten wie heute . . . Und die Kinder? Die armen frierenden Kinder mit den erstarrten Händchen, mit nackten kalten Füßen, wie die Kleine, die sie heute gesehen hatte . . . Und sie sah um sich, sah auf all die unnützen Kostbarkeiten, die sie umgaben, und die ihr eigenes Selbst widerspiegelten. Sie seufzte tief und wußte selbst nicht, warum. Was für einen Sinn hatte ein Leben, wie das ihre? Es mußte doch eine große Freude sein, denen, die leiden, zu helfen!

Während sie so dachte, ließ sie zerstreut ihr Auge hier und dort ruhen: anfangs sah sie nicht, worauf sie blickte, allmählich aber drückten die Gegenstände ihr Bild wieder in ihr Gehirn und übten ihre Macht aus. Welch elegante schlafte Form hatte doch jene ägyptische Vase und wie schön war das tiefe Blau der antiken Schale, worin sie die Maiglöckchen gestellt hatte! Und diese Maiglöckchen verbreiteten einen Duft, einen Duft! . . . Sie schmiegte sich mehr in den Sessel zurück, liebte mit dem Blick die verschiedenen Gegenstände, sog wohligh den Duft der Blumen ein.

(Fortsetzung folgt.)

Unter dem Druck der kapitalistischen Theatermisere sind in Berlin eine Reihe von Organisationen entstanden, die die Kunst im Kampf gegen die Antiatmen stützen wollen. Diese mehr oder weniger „freien“ Bühnen sind eine durchaus notwendige Reaktion, eine gesunde Lebensäußerung der bedrängten Litteratur, die von der Kritik mit heller Freude begrüßt werden muß. Man kann protestieren, lebhaft protestieren, wenn sie von Esiquengeist oder irgend einem anderen Gift angegriffen werden, aber man muß dann gegen das Gift, nicht gegen den angegriffenen Organismus protestieren. Die kritische Blasphemie, die sich hier und da in mitunter etwas selbstgefälliger Weise hervorwagt, ist unter allen Umständen vom Nebel. Nichts ist verderblicher, als dieser mahnende Verzicht auf jede Hoffnung, weil etwa ein Duzend Hoffnungen selbgeschlagen sind. Auch ist nichts in der Welt zugleich so unbedeutend. Wieviel immer zu wünschen übrig bleiben mag: Erfolge, künstlerische Erfolge, haben die „freien“ Bühnen trotzdem aufzuweisen und um dieser Erfolge willen, kann man ihnen sehr wohl ein halbes oder auch ein ganzes Duzend von ungerechten Handlungen verzeihen. Die Theaterverachtung ist gewiß eine sehr erhabene Pose, aber damit ist ihr ästhetischer Wert leider auch völlig erschöpft. Den litterarischen Spekulant muß es goldene Tage bringen, wenn die Kritik die Waffen niederlegt und sich in die Einsamkeit der erhabenen Verachtung flüchtet. Mit diesem Preis aber ist wenigstens uns die neue und interessante Pose zu teuer bezahlt.

Von den verschiedenen „freien“ Bühnen hat die „Freie Bühne“, die mit den Namen Brahm, Hauptmann usw. verknüpft ist, für die Litteratur die größte Bedeutung gehabt. Man wird die Geschichte des modernen deutschen Dramas nicht schreiben können, ohne sie nennen zu müssen. Als es galt, die philiströsen Vorurteile aus der Welt zu schaffen, die sich der neuen Kunst entgegenstellten, hat sie schwere und gute Arbeit geleistet. Die Kampfesstimmung, die damals ihren Namen umgab, ist heute freilich geschwunden. Das entspricht aber genau der inzwischen veränderten litterarischen Situation und gerecht somit der „Freien Bühne“ keineswegs zum Vorwurf. Im Gegenteil! Eher ist es ein Zeichen ihrer Einsicht. Wer heute, wo das neue Drama sich bereits durchgesetzt hat, ein wildes Kampfgeschrei erheben wollte, wäre kein Held, sondern ein Narr. Eine andere Frage ist es, ob die „Freie Bühne“ sich mit gewissen Verlegerinteressen nicht näher eingelassen hat, als ihrer Jungfräulichkeit gut ist. Wir wollen heute die Frage nicht weiter diskutieren. Aufgeworfen mag sie aber immerhin sein.

Die Aufführung, die am Sonntag im Lessing-Theater stattfand, war ein Erfolg des Vereins. „Ein Frühlingsopfer“ — das Erstlingswerk eines jungen Aurländers — ist eine Dichtung, was man in diesem Winter noch von keinem neuen Stück hat sagen können. Besonders freut es uns, daß es in einigen Partien den Einfluß Augengrubers verrät. Unsere jungen Talente können nichts besseres thun, als bei österreichischen Meistern in die Schule zu gehen, womit ja nicht gesagt ist, daß sie Hebbel und Ibsen zu übersehen brauchen. Da sie keine Kopieren sollen, können sie von allen lernen, und können dabei den Vorwurf der „Nachahmung“ mit voller Seelenruhe ertragen. Es giebt gewisse Leute, die der wunderlichen Meinung sind, ein Talent müsse immer aus dem puren Nichts entspringen, um etwas zu sein. Das trifft nicht einmal auf das Genie zu, viel weniger also auf das Talent selbst. Shakespeare hat den Stil seiner Dramen vorgefunden und ist darum doch Shakespeare. Uns liegt mithin jede Absicht der Verkleinerung fern, wenn wir von Herrn v. Reischerling (so heißt der Poet) behaupten, daß er von Augengruber und daneben auch von Hauptmann etwas Nützliches gelernt hat.

Das Stück spielt unter katholischen Bauern in Bittauen. Im ersten Akt werden wir in das Sterbezimmer eines Bauernhauses geführt. Die junge Bäuerin, die das kleine Anwesen bisher zusammenhielt, liegt im Sterben. Ihr Mann hoch stumpsinnig auf einer Bettlante. Er hatte nie einen rechten Halt und ist durch das Unglück vollends zum Säufer geworden. Die Stube ist von heulenden und jammernden Nachbarnfrauen angefüllt. Dazwischen sieht man den Pfarrer, der der Kranken den Trost der Kirche verabreicht hat, und schließlich noch einen derben Landarzt, der mit seinen Bauern umzugehen weiß, ohne doch zu verstehen, daß sie Menschen sind.

Allmählich leert sich die Stube und nur die alte Großmutter bleibt mit einem jungen Mädchen zurück, einem verhärmten bleichen Ding, das im Dorf allgemein „der Grashüpfer“ genannt wird. Das arme Ding hat seine eigene Geschichte und sein eigenes Schicksal. Sie ist die natürliche Tochter des Bauern, der sie tagtäglich prügelt, um sich auf diese Weise für die unangenehmen Erinnerungen zu rächen, die sie in ihm aufweckt. Ihre Mutter, die vom Bauer verlassen wurde, hat sich in einen Brunnen gestürzt, um der Schande zu entgehen. Ihr Kind aber hat sie dadurch leider nicht von der Schande befreien können. Das Landvögel sieht sie mit scheelen Blicken an und behandelt sie wie eine „Anehrlische“. Der „Grashüpfer“ wird von allen getreten und von allen verachtet. Den jungen Durschen fällt es gar nicht ein, daß sie auch zum Weibsvoll gehört und die Dorfschönen lachen über sie hinweg. Nur die Bäuerin, die nun im Sterben liegt, und die

alle Großmutter haben sie menschlich behandelt. Wenn die Bäuerin einschläft, erlischt das einzige Licht, das im Leben des „Grashupfers“ brante. Die Großmutter ist zu schwach, auch nur um sich selbst vor den Mißhandlungen des Bauern zu schützen, geschweige dem andere. Außerdem munkelt man, daß der Bauer bereits mit einem fremden Weibsbild einig ist.

Wie der „Grashupfer“ verzagt und niedergeschlagen dasitzt, erzählt die Großmutter eine alte Geschichte. In der Gegend hat es einmal eine Mutter gegeben, deren Kind auf den Tod krank war. In ihrer Not warf sie sich vor das Bild der Mutter Maria und bot ihr eigenes Leben an, um das Leben ihres Kindes zu retten. Das Heiligenbild nickte drei Mal und bald darauf starb die Mutter, aber das Kind genas zu frischer Gesundheit. Die dunkle Geschichte packt den „Grashupfer“ mit einem unheimlichen Schauer. Was hat sie eigentlich zu verlieren! In ihren Adern fließt das warme Blut ihrer Mutter; aber sie wird nie einen Burschen im Arm halten. Ihr Gesicht ist schön; aber Rot und Glend haben ihre Schönheit ausgelöscht. Sie liebt aus der Ferne mit leidenschaftlicher Schwärmerei einen reichen Bauernsohn. Er kennt sie nicht einmal! Was hat sie also zu verlieren? Und alles kann sie gewinnen, wenn sie sich der heiligen Jungfrau als Opfer für die Bäuerin anbietet. Sie kann ihre sündige Geburt entschulden und kann die Erste werden im Himmelreich. Gewiß! sie will's. In der Nacht eilt sie mit fliegendem Atem in die Kapelle und bittet die Mutter Maria, ihr Leben für das der Bäuerin zu nehmen.

Als sie am nächsten Morgen heimwärts pilgert, kommt sie am Dorfwirtshaus vorbei, wo allerlei junges Volk beisammen ist. Der reiche Bauernsohn, den sie liebt, hat gerade mit einem Schreiber Streit. Wie die beiden an einander geraten, sieht der „Grashupfer“ in der Hand des Schreibers verstoßen ein Messer blinken, und wie eine wilde Gasse springt sie von hinten auf ihn zu und entwindet ihm die gefährliche Waffe. Er, der Tausend! Der Bauernbursche ist ganz überrascht. Das hat ja Temperament, Leidenschaft, Energie, mehr als alle die anderen. Er bleibt den Tag mit ihr zusammen. Das bishen Glück läßt sie aufleben, nimmt ihr fast die Sinne wie ein Nausch und läßt sie mit Schauern an die nahe Stunde denken, in der ihr Leben der heiligen Jungfrau verfallen ist. Sie will nicht sterben, jetzt nicht mehr. Die tagenartige Wildheit, die in ihr schlief, ist jäh erwacht. Um der Sache ein Ende zu machen, beschließt sie, der kranken Bäuerin soviel von ihrer Medizin zu reichen, daß sie für immer daran genug hat. Der Gisttrank ist bereits gemischt als sie den Bauernburschen gewahrt, der sich in die Kammer der Magd schleichen will. Sie ruft ihn an; er murmelt halb verlegen etwas, wonach seine Liebesversicherungen „Spah“ gewesen seien und wirft damit den „Grashupfer“ in das frühere Glend zurück. Statt der Bäuerin den Gisttrank zu reichen, leert sie ihn nun selber.

Mit einem eigentlich tragischen Vorwurf haben wir es in dem Drama nicht zu thun. Es bleibt, um eine Hebbelsche Wendung zu brauchen, in der Psychologie stehen. Ein menschliches Los ist gut geschildert, hier und da mit feiner Kunst, aber dem Einzelgigant fehlt der Hintergrund einer Weltanschauung. Es ist schließlich eine Dorfgeschichte, die man aber gern anhört, weil um die mageren Glieder des „Grashupfers“ ein Schimmer von wehmütig ergreifender Poesie fließt. Die Darstellung war gut. Fr. Eysoldt bestätigte in der Hauptrolle den glünstigen Eindruck, den wir von ihr gewannen, als sie im Schiller-Theater die Nora spielte.

Erich Schläpfer.

### Kleines Feuilleton.

— Ein Spinnabend im Riesengebirge. Man schreibt der „Köln. Volksztg.“: Hoch oben auf dem Riesengebirge liegt ein kleines Dorf, abseits der großen Heerstraße, noch ziemlich unberührt von der modernen Kultur. Dastir hat sich aber ein Nachhall alter Zeiten hier oben erhalten. Das einsame Dorf heißt Riesental, ist nicht weit von Agnetendorf, auch von Schreiberhau in etwa zwei Stunden zu erreichen. Es ist eine eigene stille Welt, in welche der sommerliche Fremdenstrom erst ein ganz kleines tastendes Seitenbächlein abgeseigt hat.

Die sich zur Flucht vorbereitende alte Zeit ist einerseits noch in den echten alten Gebirgsbauten verkörpert, die unter einem mächtigen Schindeldach Mensch und Vieh, auch den Segen der Wiesen und Felder vereinigen, andererseits grüßt sie uns in manchem altertümlichen Gerät (bemalten Schränken u. dergl.), besonders Charakteristisch aber in den Spinnabenden.

Die Spinnstuben oder Spinnabenden waren in alter Zeit die phantasieanregenden, geselligen Quellen, aus welchen die mitteilungsbedürftigen Dörfnerinnen tranken und schöpften. Man lehrte und lernte in ihnen, man erfuhr Neuigkeiten, tanzte und spielte, sang und dichtete; man traf dort die guten Freundinnen, den zukünftigen Freier, denn auch die Burschen fanden sich ein, wenn der mitgebrachte Flachspinnen war, und dann erst ging es laut und lustig zu.

Den ganzen Sommer hat man hart auf Feld und Wiese geschafft, denn die Männer arbeiten im Walde und kein Pferd, kein Ochsengepann erleichtert die schwere Arbeit auf den schmalen Ackerstreifen der Berge, welche Hand und Hade allein zu bearbeiten haben. Dazu die Pflege der Haustiere, die Kühe und Ziegen. Da wurde es acht Uhr und später, bis das letzte Melken besorgt war und das Spinnrad — schön mit buntem Papier umwunden — zu

seinem Rechte kam. Eine Dörflerin nach der anderen hüpfte mit ihrem schmunzigen Häubchen, angezogen mit buntem Rock und weißen puffigen Ärmeln unter dem Nieder, in den niedrigen Saal des Wirtshauses.

So sehen wir sie noch heute an „unserm“ Spinnabend, dem späten Echo einstiger Herrlichkeit im Jahre 1899 — keine jugendlichen Gestalten mehr, denn diese wollen die alte Kunst nicht mehr erlernen, aber doch noch rüstige Weiber, die in ihrer altertümlichen Tracht uns ganz eigen amuten.

In einem offenen Biered von Bänken inmitten des Saales nehmen sie Platz. Die Spätkommenenden entschuldigen sich wortreich. Ein gepunktetes junges „Mensch“ — der alte Ausdruck für junge Weiber findet sich noch hier oben — reicht Schnäpshen umher, auch eine Dütte mit Süßigkeiten und zündet den Kienspan an, der inmitten der Spinnerinnen auf einem dazu gehörigen Gestelle brennt. Es sind lange, schmal und zierlich zugeschnittene Scheitchen, die allerdings mäßig qualmen und völlig wagerecht aufgelegt werden. Die Mädchen beginnen zu jurren, die Spinnerinnen neigen sich, um mit ihrer Zunge den Faden zu neigen; die Lippen trocknen bei eifrigem Neden und dem mählich beßender werdenden Qualm. Jetzt nimmt eine der Frauen das Wort. Sie beginnt eine Schnurre zum besten zu geben, eine andere löst die im schlesischen Dialekt ab, dann eine dritte, und so ziehen eine ganze Menge vollstümlicher Erzählungen vorüber, in denen meistens Dünkel und Dummheit der Bauern und des Teufels lächerlich gemacht werden. Auch eine langatmige Darlegung der Entartung der „heutigen“ Jugend fehlt nicht.

Früher ist dieser allgemeinen Unterhaltung sicherlich eine längere intimere Aussprache von Mund zu Mund vorangegangen, denn daß das Neden in jeder Weise von alten Zeiten her mit dem Spinnen nahe verwandt ist, davon zeugt noch so mancher Sprachgebrauch, dessen Herkunft uns nicht immer gegenwärtig ist.

Der Faden der Rede spinnst sich weiter; er reizt oder wird wieder von neuem angeknüpft. Und daß auch die am wenigsten beliebte Rede, das Klatschen, an den Spinnabenden nicht vergessen wurde, davon zeugt „das Durchhecheln“ des lieben Nächsten. „Abgehäpelt“ wird eine Rede, wenn sie mechanisch vor sich geht, wie die gefühllose, sich immer im Kreise drehende Gamschapel, und sie „schmurt“ nur so, wenn sie glatt und lustig geht, wie das liebe „gut geschmerte“ Mädchen. —

k. Vom „Specialkorrespondenten“. Ein Pariser Blatt schreibt: Die Scene geht vor sich hinter den Buttes - Chaumont, kleinen Anhöhen im nordöstlichen Paris. Englische Soldaten, weißlich feunilich zu ihren roten Uniformen, nehmen einen Hügel im Sturm. An ihrer Spitze reitet ein General, der sie durch Jurne und Gesten anfeuert. Oben auf dem Hügel setzt sich ein Boerenheer, um zwei Kanonen geschart, gegen die Angreifer zur Wehr. Plötzlich beginnt der englische General zu wanken, er fährt mit der Hand zur Brust, sinkt zusammen und fällt von seinem Pferde herab. Die Soldaten eilen ihm zur Hilfe, heben ihn auf und tragen ihn vom Schlachtfelde fort. . . . Was geht da vor? fragen die Spaziergänger überrascht und bleiben stehen. Was haben diese Boeren und Engländer auf dem Buttes - Chaumont zu thun? Und siehe da, der verwundete General steht auf und geht einher wie jeder andere auch. . . . Es sind einfach Leute, die vor — dem Photographen posieren. Eine illustrierte Zeitung fühlte die Verpflichtung ihren Lesern einige Episoden aus dem Kriege in Transvaal im Witbe vorzuführen, und ein findiger Photograph hat diesen Ausweg eronnen, um ihr dazu zu verhelfen. Er mietet sich Leute, stadt sie in englische und Boerenuniformen, sieht sich nach einem für militärische Operationen geeigneten weiten Terrain um, zieht mit Waffen und Troß dorthin, stellt seine beiden Armeen gegeneinander auf, und — der Kampf kann beginnen. Nunmehr legt er sich mit seinem Apparat in den Hinterhalt und nimmt von den „Hauptwendungen des Kampfes“ Momentbilder auf, die er dann seiner Zeitschrift übermittelt. Von dieser werden sie nun mit der sensationellen Unterschrift „Tod des General Symons, nach einer Photographie unseres Specialkorrespondenten“ publiziert. Zweifellos werden sie so „echt“ aussehen, daß den naiven Lesern ein Schauder überläuft. —

### Psychologisches.

— Ueber Farbenblindheit sprach in der letzten Sitzung der Polytechnischen Gesellschaft Prof. Arthur König. Wie wir einem Bericht der „Voss. Ztg.“ entnehmen, gab er zuerst einen Ueberblick über die Theorie des Farbensehens und erörterte dann die Unterschiede zwischen der totalen und partiellen Farbenblindheit. Die totale Farbenblindheit — die damit Befasteten können nur Hell und Dunkel unterscheiden — kommt nur äußerst selten vor. Die mit ihr Befasteten sind von außen daran schon kenntlich, daß sie sämtlich sehr wenig weit sehen, starkes Augenzwinkern haben und bei hellem Tageslicht immer mit zugemachten Augen gehen; zum Militärdienst und natürlich auch Eisenbahndienst sind sie absolut untauglich. Das, was wir im gewöhnlichen Leben mit Farbenblindheit bezeichnen, ist dagegen etwas ganz anderes. Diese ist nur eine partielle, denn solche Farbenblinde sehen statt der 170 Farbensnuancen des Spektrums überhaupt nur zwei Farben, nämlich blau und gelb. Ferner sehen sie, abweichend von den Normalsehenden, mitten im Spektrum eine weiße Linie. Dabei vermögen sie die sämtlichen Farben des Spektrums, trotzdem sie nur blau und gelb sehen, doch richtig zu benennen. Ist die Farbe

nämlich sehr gefällig, so nennen sie diese Leute, ganz wie wir Normalen „rot“, ist etwas weiß dabei, nennen sie sie „gelb“, ist noch mehr weiß dabei, „grün“. Im Spektrum werden sie sich also niemals irren, sogar mitunter die Farben sicherer mit dem richtigen Namen bezeichnen als die Normalen. Anders aber, wenn sie die Farbe von Glas oder Papier richtig angeben sollen. Die gefüllten Gläser enthalten stets ein Gemisch verschiedener Farben. Rot beispielsweise enthält oft weiß beigemischt. Uns Normalen wird trotzdem das Glas noch immer rot erscheinen, der Farbenblinde wird es aber, falls das Weiß in ziemlicher Menge beigemischt ist, für „grün“ erklären, was bei der Eisenbahn zu verhängnisvollen Irrtümern führen muß. Die partiell Farbenblinden, also die Blau- und Gelbseher, zerfallen jedoch in zwei scharf begrenzte Arten. Die einen sehen, ganz wie wir, wenn sie das Spektrum auf das Grüne zu weißer wird, nimmt dennoch die Helligkeit ab, die zweite Gruppe aber hat die größte Helligkeit etwas nach rechts, also ins Grüne verschoben. Es erscheint ihnen daher das Rot viel dunkler. Solche Leute hat man nun im allgemeinen „Rotblinde“, die der ersten Gruppe aber „Grünblinde“ genannt, eine gänzlich falsche Bezeichnung, da ja beide Gruppen weder Rot noch Grün sehen, die aber nicht nur bei Laien, sondern auch bei Augenärzten zu Hause ist und sogar ihren Weg in die wissenschaftlichen Lehrbücher gefunden hat. Um die partiell Farbenblinden herauszufinden, giebt es verschiedene Mittel. Einmal verrät sich der Farbenblinde dadurch, daß er in der Mitte des Spektrums „weiß“ sieht. Ein zweites Erkennungsexperiment ist: Man beleuchtet zwei Proben von Grün und Rot spektral — der Farbenblinde wird sie richtig mit grün und rot bezeichnen — und mische dann dem Rot mehr und mehr Weiß bei. Es kommt dann ein Punkt, wo dem partiell Farbenblinden der ersten Gruppe beide Tafeln die gleiche Farbe zu haben scheinen, während dem der zweiten Gruppe, der die größte Helligkeit im Spektrum weiter rechts sieht, die rote Tafel auch dann noch immer etwas dunkler erscheinen wird. In Frage kommen weiter zu Untersuchungszwecken die Stillingschen Farbentafeln und die Apparate, die auf der Anwendung des Princips der Kontrastfarben beruhen. Das sicherste und bei Eisenbahnbeamten deshalb stets anzuwendende Erkennungsmittel ist das von Professor Holmgreen in Upsala erfundene, wonach dem zu Untersuchenden aufgegeben wird, aus einer großen Zahl verschiedenartiger Wollproben, von denen man eine und die andere herausgelegt hat, alle Proben von gleicher Farbe zu den herausgelegten zu legen; dabei müsse sich der Farbenblinde schließlich verraten, und schon aus seiner Miene, seiner Unschlüssigkeit, ob er nicht eine grüne Probe zu der roten legen soll, würden wir seinen ihm fehlenden Farbensinn erkennen. In der darauf folgenden Besprechung wies Professor König noch darauf hin, daß unsere Wissenschaft über die partielle Farbenblindheit deshalb auf so gesicherter Grundlage beruhe, weil sie von Wahrnehmungen solcher Personen ausgehe, die nur auf einem Auge partiell farbenblind sind, mit dem anderen aber normal sehen; sonst würden wir überhaupt keinerlei Kenntnis von dem sich dabei abspielenden Sehvorgange zu haben vermögen. Mißbrauch von Alkohol und Tabak wie auch ein teilweiser Schwund der Sehnerven erzeuge ebenfalls eine gewisse Farbenblindheit, bei der aber nur das Spektrum blaß und blasser werde. Die partielle Farbenblindheit, das nur Gelb- und Blauschön, könne somit nicht erworben werden, es sei angeboren; allerdings sei nicht ausgeschlossen, daß jemand augenblicklich einmal psychisch so verwirrt werden könne, daß er eine Farbe falsch sieht, dies sei aber derselbe Vorgang, als wenn jemand ein Wort läse und deutlich gedruckt sähe, welches gar nicht daselbst. —

**Meteorologische.**

en. Der regenärmste Platz der Erde ist nach der bisherigen Kenntnis der Ort Bayta im nördlichen Peru, etwa fünf Grad südlich vom Äquator und an einer Küste gelegen, die sich innerhalb der historischen Zeit um nicht weniger als 40 Fuß gehoben hat. Nach einem Bericht, den Professor David Fairchild in der „Botanical Gazette“ gegeben hat, muß dieses Gebiet noch weit trockener sein als die berühmte Wüste Atalama in Chile. Als der genannte Gelehrte im Februar dieses Jahres den Ort besuchte, hatte es vor kurzem geregnet, und zwar ununterbrochen von 10 Uhr morgens bis zum Mittag des folgenden Tages. Man wird denken, das sei doch ziemlich reichlich und man könnte einen Platz mit so starkem Niedererschlag nicht als regenarm bezeichnen. Jener Regenfall war aber der erste seit acht Jahren. Scenebel sind häufig, wirkliche Regenfälle aber ereignen sich durchschnittlich in je sieben Jahren nur einmal. Es ist selbstverständlich, daß so außerordentliche Verhältnisse einen merkwürdigen Einfluß auf die Pflanzenwelt haben müssen; eigentlich könnte man von vornherein gar nicht glauben, daß dort überhaupt Pflanzen noch zu bestehen vermöchten. Trotzdem fand Prof. Fairchild etwa neun Pflanzenarten und unter diesen sieben einjährige Pflanzen. Ihr Vorhandensein war gar nicht anders zu erklären als durch die Annahme, daß ihre Samen acht Jahre lang in der Erde geschlummert haben mußten, ehe sie von dem Regen zu neuem Leben erweckt wurden. Die Eingeborenen vermögen sogar noch eine landwirtschaftliche Kultur aufrechtzuerhalten, für die die Ernten ebenfalls sieben Jahre ausein-

ander liegen. Sie pflanzen nämlich die langwurzige Peru-Baumwolle, die sich sieben Jahre lang ohne Regen in dem trocknen Flußbett hält, bis das belebende Wasser sie zum Keimen bringt. Diese Pflanze erzeugt kurze farbige Baumwolle, die als Zusatz zur Wolle bei der Herstellung von halbwoollenen Tegen verwertet wird. —

**Humoristisches.**

— **Oekonomischer Gesichtspunkt.** Schriftstellerin (im Begriff, ihrem Mann eine Gardinenpredigt zu halten): „... und nun will ich Dir ganz kurz meine Gedanken über unsere Ehe sagen, ... das heißt, nein, ich kann diese Gedanken auch ganz gut zu einem Feuilleton brauchen.“ (Sie geht ab, um das Feuilleton zu schreiben.) —

— **Seltene Kasse.** Eine Dame tritt bei einem Hundehändler ein, um einen Schoßhund zu kaufen.

Händler: „Vielleicht ein weißes Wachtelhündchen, oder diesen Mops mit den schwarzen Flecken über den Augen?“

Dame: „Ach, haben Sie vielleicht etwas in Zwiebelmuster auf Lager?“ —

— **Eine Vuchübung.** Der „Kleinen Presse“ wird aus der Pfalz geschrieben: „Zwei Liter Reuen als Vuchübung ist nicht schlecht, echt zeitgemäß.“ So dachte der Bauer Sepp in Sulzheim, der etwas schwerhörig ist, beim großen Weichtag in den letzten Tagen, und begab sich, nachdem er in der Kirche sein pater peccavi beendet, ohne Säumen ins nahe Gasthaus, um sofort seiner Vuchpflicht zu genügen. In frommer Betrachtung sah er in einer Ecke des Nebenzimmers und oblag ohne Warten seinem Vuchwerte, als plötzlich eine Stimme im Gang laut sich vernehmen ließ. Die Thür slog rasch auf und herein trat sein Weib, das ihn ob seines sträflichen Wandels mit Vorwürfen überschüttete. „Laß mich in Ruhe“, rief ihr der eifrige Vüher entrüstet zu, „hadere mit dem Herrn Pfarrer. Er hat mir heute zwei Liter Reuen zur Vuchpflicht gemacht.“ Ob dieser neuen Mißthat mißtrauisch, zieht unsere tapfere Hausfrau Erkundigung ein und es ergiebt sich zur allgemeinen Heiterkeit, daß die Vuchübung lautet: „Zwei Litaneien!“ —

**Notizen.**

— **Heinrich Heines sämtliche Werke.** Mit einem biographisch-literarisch-geschichtlichen Geleitwort von Ludwig Holtzof und dem Bildnisse des Dichters. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. Elegant gebunden 3 Mark. — Der 1036 Seiten starke Band enthält alle Werke, welche die große Originalausgabe bietet. Die Ausstattung ist gut; die Ausgabe kann empfohlen werden. Bei der Herstellung des Buches scheint es etwas eilig zugegangen zu sein. In der zweiten Spalte des „Geleitwortes“ ist folgender Satz stehen geblieben: „Heinrich Heine wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von jüdischen Eltern in Düsseldorf geboren.“ —

— **Lord Sachmann** ist als Oberregisseur für drei Jahre an das neue Schauspielhaus in Hamburg engagiert worden. Er wird neben der Regie auch das Amt eines Vortragemeisters und eines dramaturgischen Beirates versehen. —

— **Der österreichische Reichsrats-Abgeordnete Joseph Wendel** hat ein Volksstück in fünf Aufzügen, „Der Werkmeister“, geschrieben, das im Deutschen Landestheater zu Prag am 10. d. zur Erstaufführung gelangt. —

— **Nach einer vom italienischen Unterrichtsministerium veröffentlichten Statistik** hat die Ausfuhr von Kunstwerken aus Italien während dreier Monate dem Lande fast 4 Millionen und der Regierung 10 000 Lire an Abgaben eingebracht. Die moderne Malerei ist hierbei vornehmlich durch Neapel, Rom, Florenz, Venedig und Mailand vertreten. Während Neapel aber die größte Zahl von Gemälden (2010) ausfuhrte, hatten dieselben den geringsten Durchschnittswert, nur 36 Lire; der höchste Durchschnittswert wurde von Rom mit 420 Lire erreicht bei einer Stückzahl von 1655. —

— **Auf dem Forum in Rom** wurde, wie dem „V. Z.“ gemeldet wird, ein Junotorso von großer Schönheit gefunden. Der Torso soll zu den Meisterwerken der griechischen Kunst gehören. —

t. **Sechs neue Planeten** sind in den Tagen vom 27. Oktober bis zum 4. November von den Astronomen Wolf und Schwabmann auf ihrer Sternwarte auf dem Königsstuhl bei Heidelberg entdeckt worden. Von diesen Himmelskörpern wurden auf dem Wege der Photographie nicht weniger als 3 an einem einzigen Tage, nämlich am 27. Oktober, gefunden, 2 weitere am 31. Oktober und der 6. am 4. November. —

— **Der berühmte Kometen-Entdecker** der Sternwarte auf dem Eohberg in Californien, Prof. Lewis Swift, hat wegen Verlustes des Augenlichts seine Thätigkeit einstellen müssen. —

— **Der Leiter der Maltechnischen Versuchsanstalt** in München, Prof. Schulz, hat im Verein mit Dr. C. Cullmann die von fast sämtlichen Malern benutzten Pastellfarben von Bourgeois aus in Paris geprüft und gefunden, daß alle 64 Farben, außer Ultramarin, Kohle, Kemmige, Chromgelb, mit Rhodamin „geschönt“, d. h. gefälscht sind und dadurch verfälschen. Selbst die Farben tiefschwarz und schwarz enthalten diesen Anilinsatz und werden sich im Tageslicht mit der Zeit ändern, und zwar nicht nach Jahren oder Jahrzehnten, sondern, wie die Untersuchung darlegte, schon ganz erheblich nach vier Wochen. —